

CHRISTINA THÜRMER-ROHR

Betr.: Gunda-Werner-Institut, Heinrich-Böll-Stiftung

Das Experiment, Feminismus und Geschlechterdemokratie unter ein Dach zu bringen, ist zeitgemäß und pragmatisch, es macht neugierig. Und es bleiben Zweifel: Es heißt, Geschlechterdemokratie sei ein „kommunikativer Prozess“ zwischen Männern und Frauen, ein „kontinuierlicher offener Dialog“, getragen von der Erwartung, dass beide sich gemeinsam für eine geschlechtergerechte Gesellschaft einsetzen. Das klingt natürlich gut. Dennoch bleibt der Ansatz umstritten – nicht nur, weil die einen erleichtert sind und die Beschwichtigung des Geschlechterkampfs erhoffen, die anderen besorgt und die Beerdigung feministischer Anliegen befürchten.

Zweifel kommen daher, dass „Geschlecht“ ja nicht einfach das Verhältnis von Frauen und Männern meint, sondern ein gesellschaftlicher Strukturbegriff ist. Wenn das verwechselt wird, wird die feministische Geschichte banalisiert und werden die Ursachen vergessen, die der früheren Rebellion gegen die siegreiche Heteronormativität zugrunde lagen. Eine kritische Theorie des Geschlechts fragt, wie die Symbolik zweier biologischer Geschlechter auf Denken und Sozialordnungen übertragen und Personen, Eigenschaften, Körper, Seele, kulturelle Werte etc. der Kategorie „männlich“–„weiblich“ zugeordnet werden, welche Auswirkungen die exklusive Zweiteilung auf die Wissens- und Kulturproduktion, auf Identität und Verhalten, auf Einschlüsse und Ausschlüsse, Machtverteilung und Machtbewusstsein hat. Dabei sollte heute klar sein, dass die Regeln, die Menschen lebenslänglich in monolithische Geschlechterblöcke aufteilen, willkürlich, unberechenbar und uneindeutig sind und die Realität unzählige Varianten, Übergänge, Querliegende zeigt. „Frauen“ und „Männer“ als homogene und trennscharf unterschiedene Menschengruppe gibt es nicht, ebenso wenig *die* Wahrheit über eine zweigeschlechtliche Welt.

Es stellt sich also ein ziemliches Unbehagen ein, wenn in größter Selbstverständlichkeit am gewohnten *gendern* festgehalten wird, so als sei die biologische Geschlechtszugehörigkeit *die* Identität, die uns definiert. Die Suche danach, was „weiblich“ und was „männlich“ sei, die Rede von „ich als Mann“, „ich als Frau“, von „Männer“- und „Frauenperspektive“ setzt einen konservativen Geschlechterdiskurs fort - vielleicht gutmeinend in der Hoffnung, dass Personen sich ändern, wenn sie ihre „männlichen“ und „weiblichen“ Seiten erkennen, reflektieren, akzeptieren. Jedenfalls, man reibt sich die Augen, wenn man liest - als Schlusssatz eines offenen Briefes zur Geschlechterdemokratie vom Nov.1998 an die Bundesministerin FSFJ, unterschrieben von allen wichtigen Vertreter/innen der Böll-Stiftung: *„Der Mensch kann immer nur ein halber Mensch sein – entweder der weibliche oder der männliche Teil – erst beide zusammen ergeben den ganzen Menschen“* . Ein solcher Satz schlägt wirklich allem frontal ins Gesicht, was bis heute an kritisch-feministischer Arbeit zutage gefördert ist.

Zugegeben muss eine dekonstruktive Theorie, die auf ihrem kritischen Potenzial besteht, mit dem Vorwurf einer gewissen Realitätsferne leben. Sie ist nonkonformistisch, ungewohnt und unbequem im Verhältnis zur Praxis von Gender mainstreaming und Geschlechterdemokratie, die sich auf den Vorteil berufen können, pragmatisch und erfolgreich zu sein, sich aber den Vorwurf gefallen lassen müssen, die Geschlechterkategorien festzuschreiben und affirmative Politik zu betreiben. Theorie und Praxis sind zwar selten deckungsgleich und müssen es auch nicht sein. Aber sie sollten sich nicht eifersüchtig gegeneinander abschotten und selbst feiern, sondern sich wenigstens streiten und gegenseitig beunruhigen. Diese Beunruhigung würde ich mir von dem neuen Institut zu wünschen.